

Carmen da Mota

Durch ein Feuer rief Gott mich zu sich

Im Jahr 1934 steckte die brasilianische Wirtschaft in einer tiefen Depression. In dieser Zeit verliess mein Vater die Familie, so dass meine Mutter die Verantwortung für uns Kinder allein tragen musste. Wir gehörten zur ärmeren Bevölkerungsschicht, meine Eltern mussten sich durch viele Schwierigkeiten kämpfen, um uns in den harten Zeiten über die Runden zu bringen. Aber wir hielten zusammen. Doch dann besuchte mein Vater immer öfter ein spiritistisches Zentrum, was viele Streitgespräche und Spannungen zwischen meinen Eltern zur Folge hatte.

Ich war sechs Jahre alt, als er meinen jüngeren Bruder und mich zur Seite nahm und uns mitteilte: „Ich gehe weg und ich werde nie mehr zurückkommen.“ Wie tief haben mich diese Worte verletzt! Und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Wir waren bald alt genug, um unserer Mutter bei der Bewältigung ihrer harten Aufgabe zu helfen. Sie musste vier Kinder erziehen und gleichzeitig jeden erdenklichen Job annehmen, den sie dank Gottes Hilfe finden konnte. Anfänglich fehlte es uns am Nötigsten, so dass wir wirklich litten. Mit den Jahren konnten meine zwei älteren Schwestern und ich mehr helfen. Während die Beiden einer einfachen Arbeit nachgingen, hütete ich den kleinen Bruder und die betagte Grossmutter zu Hause und erledigte nebenbei die Aufgaben für die Schule. Später wurde alles anders. Nun mussten die häuslichen Pflichten rund um unsere Vollzeitstellen erledigt werden. Das Geld, das wir zusammenlegten, sicherte nicht nur unser Überleben, sondern ermöglichte uns, anderen zu helfen, denen es schlechter ging als uns. Immer wieder betonte unsere Mutter: „Wenn wir kämpfen, werden wir gewinnen.“ Sie war voller Elan und stand im Leben, wie wenn es in unserer Vergangenheit nie ein Ereignis gegeben hätte, das unsere Umstände umkrempelte.

Unsere Mutter war eine hingeebene Katholikin und sie verstand es meisterhaft, uns ihre Religion zu vermitteln. Es ist unglaublich, wie viel sie uns in der wenigen gemeinsamen Zeit weitergab. Ich gab mir Mühe, alles getreulich umzusetzen. Meine Erstkommunion fand in der St. Antonio Kirche oben auf dem Berg in Petrópolis bei Rio de Janeiro statt. Ich war elf Jahre alt. Der feierliche Gottesdienst beflügelte den Wunsch meines Herzens, dem Herrn zu dienen. Allerdings hatte ich ein ernsthaftes Problem: Ich stotterte! Wie konnte ich Gott so dienen? Eines Tages schloss ich mich in mein Zimmer ein und betete. Erstaunlicherweise war es kein „Ave Maria“ oder „Gegrüsst seist du Maria“, was ich aufsagte, sondern eine Bitte aus der Tiefe meines Herzens, die ich direkt an Gott richtete. Ich bat ihn, wie die anderen Kinder sprechen zu können. Ich wollte ihm mit meiner Stimme und meinem ganzen Leben für immer dienen. Gott hörte mich! Schon bald konnte ich normal sprechen.



Carmen als junge Frau

Unverzüglich begann ich Nachbarskindern und interessierten Fabrikarbeitern den Katechismus, die Lehre der katholischen Kirche, zu erklären. Ich traf die Fabrikarbeiter während der Mittagspause und ermahnte sie mit Hilfe einer Katechismuskurzfassung, an ihrem Glauben fest zu halten und ihr Bestes für Gott zu geben. Man vertraute mir auch die Reinigung des Altars in der Kirche und den Blumenschmuck an.

Weil ich das Gefühl hatte, dass ich noch mehr tun konnte, schloss ich mich den „Töchtern Marias“ an. Welch grossartiges Gefühl, als ich das schmale blaue Band für die Anfänger erhielt, dann ein breiteres und schliesslich das ersehnte Band, das seiner Trägerin erlaubte, sich „Tochter Marias“ zu nennen. Nun fühlte ich mich wirklich gut ausgerüstet, um dem Herrn zu dienen.

Es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass ich trotzdem noch keinen Frieden hatte. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke, dass ich jederzeit vor Gott stehen könnte und ihm den Zustand meiner Seele erklären müsste. Deshalb war ich immer bestrebt, noch mehr für Gott zu tun. Wenn ich darüber nachdachte, welche grosse Liebe Christus erzeugte, als er am Kreuz für uns starb, war meine Frage: „Was kann ich als Gegenleistung dafür tun?“ Alles, was ich tat, schien mir völlig unbrauchbar für Gott. Und da war diese Stimme, die mich ständig anklagte: „Du bist ein schrecklicher Sünder.“

Eines Sonntag morgens sprach ich nach der Messe noch mit einigen Freundinnen. Eine von ihnen meinte, am besten könne man Gott im Kloster dienen. Die anderen stimmten ihr zu, ich dagegen schwieg. Ich glaubte zwar, dass sie Recht hatten, aber ich sah den Berg von Hindernissen, die mir diesen Weg versperrten. Ich kam aus einer armen Familie. Wie sollten wir uns die hohe Geldsumme und die umfangreiche Ausstattung leisten können, die das Kloster als „Brautgabe“ verlangte? Aber das grösste Problem war meine Hautfarbe. Ich war schwarz. Der Franziskanerorden würde mir den Eintritt ins Kloster zwar nicht verwehren, mich aber nicht als vollwertige Nonne mit Ordenskleid aufnehmen. So viele Hindernisse! Sogar wenn ich die finanzielle Seite irgendwie lösen könnte, bliebe immer noch meine Hautfarbe. Da war nichts zu machen! Trotz allem wurde das Kloster mein Traum, aus dem ich irgendwie etwas Hoffnung schöpfte und der mir half, nicht den Mut zu verlieren.



Carmen vor dem Klostereintritt

Zwei Jahre später schritt ich durch die Tore des Franziskanerinnenklosters. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte ich regelmässig den Rosenkranz gebetet und mir viele Busswerke abverlangt.

Im Kloster, aber nicht als Nonne

Nun war ich also im Kloster, nicht mit dem Ziel Nonne zu werden (das durfte ich ja als dunkelhäutige Frau in diesem Orden nicht), sondern um möglichst viel zu lernen bis ich alt genug war, um in einen anderen Orden einzutreten. Dann würde mein Traum wahr werden, Gott als richtige Nonne zu dienen. Um dahin zu kommen, musste ich viele Leiden auf mich nehmen. Der höchste Preis, den es zu zahlen galt, war der Abschied von meiner herzlich geliebten Mutter, von meinem Bruder und meinen Schwestern, Freunden und

Nachbarskindern, die immer bei uns gespielt hatten. Trotzdem fühlte sich dieses Opfere gut an. Alles schien in diesem Moment perfekt harmonisch. Ich war dabei, meinen tiefsten Herzenswunsch zu erfüllen. Eine neue Perspektive hatte sich aufgetan und ich dachte, dass

meine Lebensprobleme und sogar meine inneren Nöte gelöst würden. Aus der Sicht der Heiligen Schrift jedoch befand ich mich auf gefährlichem Boden: „*Mancher Weg erscheint dem Menschen richtig, aber zuletzt führt er ihn doch zum Tod*“ (Sprüche 14,12).

Es ging nicht lange, da machte ich eine überraschende Entdeckung. Ich wollte dem Herrn, meinem Schöpfer dienen, aber stattdessen diente ich seinen Geschöpfen. Die Disziplin im Kloster war eisern. Der Tag begann um 4 Uhr 30 mit der Pflichtenverteilung. Zwei von uns übernahmen den Küchendienst, alle anderen gingen zum Morgengebet in die Kapelle. Eine Stunde später fand die Messe statt, einschliesslich der Kommunion. Um 8 Uhr nahmen wir in absoluter Stille unsere individuellen Arbeiten auf; Reden war verboten. Die Mutter Oberin hatte Kontrolle über alles. Niemand konnte etwas tun, was sie nicht erlaubte. Gegen 17 Uhr ordnete sie eine kurze Pause an. Um 20 Uhr erfüllte der Klang der Abendglocke das Gelände und sammelte uns zum Abendgebet. Von jetzt an ging es noch eine Stunde bis die Lichter gelöscht wurden und uns nichts anderes übrig blieb, als den nächsten Tag zu erwarten, der in gleicher Routine ablaufen würde wie der vergangene. So verflossen meine Tage in Monotonie und mir wurde klar, dass mein Traum sich nie erfüllen würde. Ich wollte lernen und mich auf den Dienst vorbereiten, aber es gab nur Zeit zum Arbeiten und Beten. Auf die Bitte mehrerer junger Frauen plante die Oberin einige Unterrichtsstunden ein, aber wir waren so erschöpft, dass wir nicht viel behalten konnten.

Meine Enttäuschung wuchs, als unter einigen Nonnen Neid und Eifersucht aufkam. Sie störten sich daran, dass die Mutter Oberin oft mich beauftragte, sie an der Busstation abzuholen, wenn sie von einer Reise zurückkam. Weitere Überraschungen folgten. Mit zwei Nonnen hatte ich mich angefreundet: Schwester Sebastienne und Schwester Josephine. Letztere hatte eine gute Ausbildung genossen und war seit 12 Jahren im Kloster. Diese beiden waren die Einzigen, die mir ihre Gefühle anvertrauten. Alle anderen Nonnen, vielleicht mit ein oder zwei Ausnahmen, waren mir ein Rätsel. Meine beste Freundin, Schwester Josephine, erzählte mir, was innerhalb des Klosters, aber auch allgemein in der römisch-katholischen Kirche wirklich vorging. Ihre Erfahrungen hatten sie verbittert und mit jedem Tag, der vorbeizog, wuchs ihre Verzweiflung. Schwester Sebastienne vertraute mir seufzend an: „Ich halte diese Lebensweise nicht mehr aus, sie bringt mich um den Verstand.“ „Was ist denn genau los?“, fragte ich nach, doch sie weigerte sich, mehr zu sagen.

Eines Morgens merkte ich, dass meine beiden Freundinnen nicht mehr da waren. Sie waren aus dem Kloster geflohen! Ich war zutiefst enttäuscht. Nun hatte ich niemanden mehr. Und es kam noch schlimmer: Die Mutter Oberin verdächtigte mich, den beiden bei der Flucht geholfen zu haben. Ich beteuerte meine Unschuld, stiess damit aber auf taube Ohren. Sie beharrte darauf, dass ich schuldig sei und verwies auf Tatbestände, die direkt auf mich hinzuweisen schienen. Als ich früh am nächsten Morgen geweckt wurde, um pflichtgemäss das Feuer anzufachen, waren die Zündhölzer verschwunden. Sie waren immer in der Schublade des Küchentischs. Schliesslich musste ich im Krankenzimmer eine andere Schachtel holen. Es war jedoch streng verboten, das Arbeitsgebiet einer anderen Nonne zu betreten. Während ich also hastig nach den Zündhölzern suchte, stand plötzlich eine der Nonnen da und beschuldigte mich, meinen Freundinnen bei der Flucht geholfen zu haben. Als Folge dieser Verdächtigung wurde ich von allen anderen getrennt und durfte ein Jahr lang nicht mehr an den Unterrichtsstunden teilnehmen. Zur Strafe durfte ich mit niemandem mehr sprechen und ich bekam die schwersten Arbeiten zugeteilt, in der Küche, in der Wäscherei und im Hühnerstall. Oft arbeitete ich bis in die Nacht hinein, um alle meine Pflichten zu erfüllen. Es kam sogar vor, dass ich noch an der Arbeit war, wenn die Morgenglocke die Klostersgemeinschaft für einen neuen Tag aus dem Bett läutete. Wie oft

kniete ich an solch schrecklichen Tagen während meiner Arbeit in der Wäscherei vor dem Kruzifix nieder und schrie: „Oh Herr, ich suche deinen Weg, aber ich habe ihn noch nicht gefunden.“ Wie viele Tränen habe ich damals vergossen! Verzweifelt hoffte ich auf kleine Ermutigungen oder Trostworte, aber sie kamen nicht.

Es war während dieser furchtbaren Zeit, als meine Mutter ernsthaft erkrankte und ins Spital gebracht wurde. Sie liess mich benachrichtigen und bat mich zu kommen, aber ich erhielt keine Erlaubnis, das Kloster zu verlassen. Die Oberin sagte, ich solle zu Gott beten, denn mein Leben gehöre ausschliesslich ihm; ich dürfe keine Gedanken an ein Zurückgehen hegen. Ich konnte also nichts anderes tun, als inbrünstigst für die Gesundheit meiner Mutter zu beten. Eines Tages stand eine meiner Schwestern vor dem Kloster und sagte der Oberin, wenn ich nicht augenblicklich kommen könne, würde ich meine Mutter nicht mehr lebendig sehen. Nun gab die Oberin nach und gab mir zwei Stunden Ausgang. Die Busfahrt durch die Stadt schien endlos. Als ich Mutters Zimmer betrat, öffnete sie die Augen, starrte mich ein paar Sekunden lang an und flüsterte: „Ich hatte nicht mehr geglaubt, dich vor meinem Sterben noch einmal zu sehen.“ Dann schlossen sich ihre Augen. Ich brachte kein Wort heraus, vielleicht auch, weil ich seit Wochen nicht mehr reden durfte. Ich konnte einfach nichts sagen. Was ich litt, überstieg mein Vermögen. In diesem Moment floss ein Strom von Bitterkeit in mein Herz. Hier lag der Mensch, den ich am meisten liebte. Sie hatte ihr Leben für mich hingegeben. Nun verliess sie diese Welt, ging in die Ewigkeit, und ich konnte nichts mehr für sie tun. Mein Herz war in Stücke zerrissen, als ich ins Kloster zurückkehrte und das beschwerliche Leben aus Arbeit und Busswerken wieder aufnahm.

Leben und Leiden in einem anderen Kloster

Bald nach diesen Ereignissen beschloss die Mutter Oberin, einige der Nonnen voneinander zu trennen und sie auf verschiedene Klöster zu verteilen. Auch ich wurde an einen anderen Ort versetzt. Obwohl auch in diesem Kloster strenge Disziplin herrschte, wurde ich doch etwas menschlicher behandelt. Man fragte danach, wie es mir gesundheitlich gehe und half mir auf viele andere Weise. Die Bussübungen jedoch waren grausam. Oft mussten wir um ein Uhr morgens aufstehen, in die Kapelle gehen und uns nach einer brutalen Methode selber Schmerz zufügen. Jemandem davon zu erzählen, galt als Todsünde. Diese Schweigepflicht galt auch noch, wenn jemand aus dem Kloster austrat. Dieses Bussritual beginnt mit einem Gebet, gefolgt von den Worten der Mutter Oberin: „Jesus wurde ins Gesicht geschlagen, so sollen alle ins Gesicht geschlagen werden!“ Jesus wurde gegeisselt, fuhr sie fort, also soll jede von uns gegeisselt werden. Jesus kroch auf den Knien, also krochen wir von einer Seite der Kapelle zur anderen, bis unsere Knie wund waren oder bereits bluteten. Während sechs Stunden hing Jesus mit ausgestreckten Armen am Kreuz. Von uns wurde verlangt, dass wir während etwa einer Stunde mit ausgebreiteten Armen ohne Bewegung verharrten, während wir den Rosenkranz beteten. Und das mitten in der Nacht. Mit dieser Bussübung sollte die Bekehrung von Sündern, die Befreiung von Seelen aus dem Fegefeuer und unsere eigene Errettung erwirkt werden. Während wir das Ritual durchlitten, sollten wir uns vorstellen, dass die Seelen im Fegefeuer unsere Leiden brauchten, um gerettet zu werden.

Als ich meinen Vorgesetzten über längere Zeit bewiesen hatte, dass ich gehorsam war, sagte mir die Mutter Oberin, dass ich in diesem Kloster bleiben und die Gelübde als vollwertige Nonne ablegen dürfe. Aber bevor sich dann die Klostertüren für immer hinter mir schliessen würden, könne ich meine Familie ein letztes Mal besuchen. Sie gab mir sogar einen ganzen Monat Zeit dafür.

Eine neue Perspektive bei der Stiftung missionarisch tätiger Nonnen

Ich nutzte meinen Urlaub gut aus; einigen Kindern, die zu meinen Freunden gehörten, gab ich Katechismusunterricht. Ich nahm sie sogar mit zu der königlichen Stadt Petrópolis und zeigte ihnen die Kapelle Unserer Frau von Fatima, welche in meiner Kindheit gebaut worden war. Dort begegnete ich meinem langjährigen geistlichen Berater, dem Mönch Joseph Pereira de Castro. Nach einer herzlichen Begrüssung erzählte ich ihm, dass ich in einem geschlossenen Kloster lebe, in welchem ich nach meiner Rückkehr bis an mein Lebensende bleiben und für die Errettung von Sündern und die Erleichterung der Seelen im Fegefeuer beten würde. Der Mönch war schon ziemlich betagt, aber er hatte ein Anliegen für die Verbreitung seines Glaubens und er wollte ein Frauenkloster mitten in meiner Heimatstadt Petrópolis eröffnen. Ob ich ihm dabei helfen würde? Natürlich sagte ich Nein. Aber er liess nicht los, sondern betonte energisch, wie dringend diese Stadt junge, hingegebene Frauen brauche, die ihm helfen könnten, den Ansturm der Protestanten in diesem Gebiet zurückzudrängen. Dieses letzte Argument weckte mein Interesse. Und so kam es, dass ich Missionarin bei einer Stiftung für missionarisch tätige Nonnen wurde. Mein Arbeitsgebiet waren die behelfsmässigen Behausungen, die zu Tausenden an den Hügeln klebten und die Hütten noch weiter abseits. Ich gab Katechismusunterricht und richtete ein besonderes Augenmerk auf diejenigen Gebiete, wo die Protestanten aktiv waren. Wir unterstützten die Armen mit Essen und Kleidung. Wo immer wir Hilfe anboten, gelang es uns, die Protestanten fernzuhalten. Aus lauter Eifer gegen diese Evangelikalen setzte ich mich manchmal neben schwerkranke Menschen, bis sie starben. So konnte keiner der Gläubigen ihnen eine Bibelstelle vorlesen und erklären. Ich tat dies aus Unkenntnis, weil ich die Bibel nicht kannte.

Innerhalb von zwei Monaten konnten wir 42 Katechismus-Stützpunkte rund um die Stadt errichten, wo Kinder, junge Leute und Erwachsene ausgebildet wurden. Mit ihren Kampagnen konnte die römisch-katholische Kirche das Wachstum der Evangelikalen damals erfolgreich stoppen. Hier noch ein weiteres Beispiel für meinen fanatischen Eifer: Ich war eng befreundet mit einem Ehepaar, das sechs Kinder hatte. Eines Tages hörte der Vater, wie die Evangelikalen in einem Park sangen. Sein Herz wurde berührt und nach einiger Zeit nahm er Christus als einzigen Erretter an. Mir passte das gar nicht und so ging ich zu seinem Chef, der zu einer katholischen Pfarrei gehörte. Als ich ihm berichtete, was geschehen war, kündigte er dem Familienvater die Stelle. Es ging nicht lange bis ich vernahm, dass die Familie Not leide. Traurigerweise war ich immer noch so ablehnend und sogar zornig gegen den Mann, dass keine Spur von Mitleid in mir aufkam. „Sollen doch die Protestanten für diese Familie sorgen“, dachte ich.

Eines Tages erfuhr ich, dass die Protestanten Gefängnisbesuche machten. Meine spontane Reaktion war: „Lasst uns das auch tun!“ Noch der gleichen Woche brachten wir Zigaretten und Brötchen ins Gefängnis und taten was wir konnten, um den Einfluss der Gläubigen zu neutralisieren. Am folgenden Sonntag verteilte ich Heiligenbilder und entdeckte, dass in jeder Zelle Traktate auf dem Tisch lagen, dazu ein Buch in einem schwarzen Einband. Obwohl ich wusste, worum es ging, fragte ich: „Was ist das für ein Buch?“ Die Häftlinge antworteten: „Die Gläubigen haben es für uns da gelassen.“ Ich rief aus: „Was soll das? Es ist ein teuflisches Buch. Wer eines hat, wird vom Pech verfolgt und kommt unter Gottes Fluch. Gebt mir diese Bücher, ihr erhaltet dafür eine Marienmedaille von mir. Maria wird euch helfen.“ Wir verliessen das Gefängnis voll beladen mit Bibeln und Traktaten. Welche Zufriedenheit empfand ich, als wir all diese Bibeln zerrissen und verbrannten. Beim letzten Exemplar fiel mir auf, dass der Umschlag illustriert war. Zwei Menschen unterwegs auf einer Strasse, auf ihrem Rücken schwere Lasten. Als ich genauer hinschaute, konnte ich lesen, was

unter dem Bild stand: „*Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch erquicken!*“ (Matthäus 11,28). In diesem Moment sprach Gott zu mir. Ich spürte etwas Aussergewöhnliches, Unfassbares. Die Worte lauteten: „*Kommt zu mir.*“ Aber das hatte ich doch getan. Ich hatte doch alles, was ich hatte, dem Herrn gegeben. Was konnte er noch mehr von mir erwarten? Dann schoss dieser Gedanke durch meinen Kopf: „Ich bin eine sehr überzeugte Katholikin, die ihren Glauben verteidigen kann. Bestimmt nehme ich keinen Schaden, wenn ich ein bisschen in diesem Buch lese.“ Zudem war auch meine Neugier erwacht: Was mochten diese Gläubigen den Gefangenen wohl predigen?

Und so begann ich zum ersten Mal in der Bibel zu lesen. Schon nach wenigen Seiten fühlte ich mich so gesegnet, dass ich vergass, dass ich im gefürchteten Buch der Protestanten las. Plötzlich erinnerte ich mich, dass die Bibel göttlichen Ursprungs war. Das löste eine so starke seelische Erschütterung aus, dass mein Herz einige Schläge lang aussetzte. Ich wagte nicht mehr, das Buch zu zerstören, sondern legte es in ein sicheres Versteck.

Ein kleiner Missionar mit blauen Augen

Der Katechismusunterricht für Kinder hatte für mich weiterhin eine hohe Priorität. Oft, wenn ich aus dem Fenster meines Schulzimmers schaute, sah ich einen blonden, blauäugigen Jungen vorbeigehen. Er hiess Helio und muss etwa 10-jährig gewesen sein. Zufälligerweise wusste ich, dass seine Eltern evangelisch waren. Ich beobachtete ihn und stellte mir vor, welch wunderbarer Priester er werden könnte, so intelligent und respektvoll. Wenn seine Eltern doch nur die katholische Lehre annehmen und Katholiken werden würden, und ihr Sohn sich für die Priesterlaufbahn entscheiden würde! Eines Tages, als er wieder vor meinem Schulzimmer vorbeiging, rief ich ihm zu: „Helio, würdest du gerne mit den anderen Kindern zusammen den Katechismus studieren?“ Er antwortete: „Ich werde gleich meine Mutter fragen. Wenn sie einverstanden ist, komme ich.“ Er ging nach Hause und zu meiner Überraschung kam er zurück, trat ins Schulzimmer und nahm Platz. Das Thema der damaligen Lektion war Maria und ihre Macht. Ich erklärte: „Was auch immer wir brauchen, müssen wir von Maria erbeten, denn sie hat grossen Einfluss. Nur durch sie kommen wir zu Jesus.“ Helio hob die Hand und fragte: „Lehrerin, wo in der Bibel steht geschrieben, dass wir durch Maria zu Jesus kommen?“ Ich war höchst verlegen, denn ich kannte die Bibel nicht. Heutzutage liest man in den Klöstern aus der Bibel, aber zu meiner Zeit wussten wir gar nichts über Gottes Wort. Als der Junge mir diese Frage stellte, fühlte ich mich sehr gedemütigt. Ich verwies ihn auf den Katechismus, der die Antwort enthalte und bot ihm an, nach der Lektion ausführlich mit ihm darüber zu reden. Ich setzte meine Lektion fort und sprach darüber, wie wichtig es ist, dass wir unsere Bitten an die Heiligen richten. Die Heiligen könnten uns helfen, indem sie mit unseren Anliegen zu Gott gingen. Wieder meldete sich der Junge zu Wort: „Lehrerin, kennen Sie das Kapitel 20 aus dem 2. Buch Mose?“. Dieser Knabe kannte sich wunderbar in der Bibel aus. Wenn nur alle Eltern ihren Kindern die Heilige Schrift so nahe bringen würden, dass sie sie so gut verstehen würden wie dieser Junge! „*Wer weise ist, der hört darauf und vermehrt seine Kenntnisse, und wer verständig ist, eignet sich weise Lebensführung an*“ (Sprüche 1,5).

Seit Helio in meiner Klasse war, konnte ich keine ungestörte Lektion mehr halten. Er stellte Frage um Frage, allerdings immer respektvoll und mit Weisheit. Er studierte den Katechismus und lernte ihn auswendig. Er besuchte aber weiterhin auch die Anlässe seiner Kirche. Seine Anwesenheit brachte mich durcheinander. Aber noch verwirrter war ich, wenn er gegangen war. Ich konnte nicht mehr an die Bilder glauben. Ich konnte nicht mehr glauben, dass ein Heiliger irgendeine meiner Bitten zu Gott bringen und für mich eintreten

würde. So wie der Junge es erklärt hatte, musste ich direkt mit Gott reden, anstatt Maria oder die Heiligen zu bitten. Helio war bloss ein Kind, aber er wusste, was er tat. Als seine Mutter ihm erlaubte, zu mir in den Unterricht zu kommen, schickte sie einen Missionar aus. Sie hatte ihn darauf vorbereitet, von Jesus zu reden. So war er trotz seines jungen Alters der erste Missionar in meinem Leben. Ich danke Gott für diesen Jungen. (Zehn Jahre nach meiner Bekehrung besuchte ich Helios Kirche. Er war inzwischen verheiratet und war ein aktives Glied in der Kirche. Wir hatten wunderbare Gemeinschaft miteinander.)

Ich führte den Katechismusunterricht weiter, aber ich hatte keinen Frieden dabei. Ein Gespräch mit dem Bischof von Petrópolis schien mir eine gute Sache zu sein. Vielleicht konnte er mir helfen. Ich fühlte mich so sündig, dass ich es nicht mehr ertrug, die Heilige Kommunion zu empfangen. Als ich dem Bischof meine Situation geschildert hatte, gab er mir einen ganz speziellen Rosenkranz mit der Aufforderung, beim Beten immer diese Perlen zu betrachten, damit Gott mich stärke und segne. Dieser Rosenkranz war 1950 vom Papst gesegnet worden, niemand in meinem Bekanntenkreis besass etwas Ähnliches. Ich machte allen Heiligen irgendwelche Versprechen und bat sie, die schwere Last, die ich innerlich verspürte, wegzunehmen. Immer wieder betete ich den Rosenkranz und machte dabei so viele Versprechen, dass ich mich gar nicht an alle erinnerte. Immerhin: Wenn ich nun vor Bildern oder Statuen von Heiligen kniete und betete, schienen sie mir kalt und tot. Egal wie sehr ich sie anflehte, eigentlich wusste ich, dass sie mich nicht hörten.

Noch einmal suchte ich Hilfe beim Bischof und bei einigen Ordensleuten, aber sie wussten keinen Rat mehr. Weil meine Verzweiflung so tief war und meine Seele keinen Frieden und keine Ruhe hatte, beschloss ich, es meinen zwei Freundinnen gleich zu tun und aus dem Kloster zu fliehen. Diesem Schritt waren intensive Leiden und langes Zögern vorausgegangen. Doch schliesslich merkte ich, dass es keine Alternative gab. Ich musste gehen.

Das Leben nach dem Kloster

Als ich ins nahe gelegene Rio de Janeiro kam, wollte mir niemand eine Anstellung geben, denn ich war eine Unbekannte. Fragte jemand nach meiner letzten Adresse, konnte ich diese nicht nennen, aus Angst, dass das Kloster herausfinden könnte, wo ich war. Einmal kam ich an der Kirche der Heiligen Theresa vorbei und beschloss einzutreten. Ich hatte sie immer als sehr kraftvolle Heilige empfunden. Ich kniete nieder, aber anstatt zu ihr zu beten, richteten sich meine Worte direkt an Gott. Ich bat ihn, mir den Weg zu zeigen und mir irgendeinen Platz zu schenken, wo ich wohnen könnte. Als ich die Kirche verliess, erinnerten mein Hunger und Durst mich daran, dass ich nur noch Geld für eine einzige Busfahrt hatte. Ich stand vor einem Strassencafé, wo Menschen assen und tranken. Es musste mir genügen, einfach zuzuschauen. Da kam der Betreiber des Cafés auf mich zu und fragte, ob ich hungrig sei, oder etwas Kühles trinken möchte. Da ich wusste, dass ich kein Geld hatte, blieb mein Mund geschlossen. Ich war mir nicht gewohnt, neben einem Mann zu stehen, mit einem Mann zu reden oder ihn sogar anzuschauen. Doch als könnte er erraten, in welcher Situation ich war, drehte er sich um, ging ins Gebäude und kam mit einem Sandwich und einem Glas Fruchtsaft zurück. Sobald er mir den Rücken kehrte, verschlang ich beides.

Nachdem ich wieder eine längere Strecke zu Fuss zurück gelegte hatte, klopfte ich bei einem Haus an und bat um ein Glas Wasser. Die Frau, die die Türe öffnete, war schon etwas älter und behandelte mich sehr nett. Sie bat mich einzutreten, was ich bei der Hitze auf der Strasse sehr gerne annahm. Sie brachte mir das Wasser, um das ich gebeten hatte und dazu noch eine grosse Tasse Kaffee. Welch ein Luxus! Doch dann merkte ich, dass es langsam

dunkel wurde. Als ich aufstand und gehen wollte, fragte sie mich: „Wohin gehen Sie nun?“ Ich stand einen Moment still und suchte nach einer Antwort. Die Frau merkte, dass da etwas nicht stimmte und bat mich, ihr zu erzählen, was los sei. Irgendetwas an dieser Frau weckte mein Vertrauen. Schliesslich erzählte ich ihr die ganze Geschichte. Das nächste, woran ich mich erinnere, war ihre Einladung, bei ihr und ihrem 17-jährigen Enkel zu wohnen, bis ich eine Arbeitsstelle fände. Wie innig dankte ich Gott, dass er mein Gebet erhört und meine Schritte gelenkt hatte.

Am nächsten Tag machte ich mich auf Stellensuche. Doch schon bald merkte ich, dass etwas schief lief. Die Menschen starrten auf meine Kleider. Möglicherweise lag hier der Grund, warum mir niemand Arbeit geben wollte. Auf dem Rückweg zu meinem provisorischen Zuhause kam ich an einer Gruppe Mädchen vorbei, die auf dem Trottoir plauderten. Ich ging auf sie zu und fragte, ob sie wüssten, wo ich Arbeit finden könnte. Sie antworteten: „Kauf eine Zeitung und lies die Kleinanzeigen.“ „Wie finde ich die Kleinanzeigen?“, fragte ich weiter, denn ich verstand gar nicht, wovon sie redeten. Als sie merkten, dass ich keine Ahnung vom Stadtleben hatte, schüttelten sie sich vor Lachen. Aber obwohl sie sich über mich lustig machten, half mir ihr Rat. Ich fand ein Inserat, in dem jemand eine Aushilfe suchte. Sofort ging ich zu der angegebenen Adresse, erhielt aber eine Absage. Die offene Stelle sei eben gerade vergeben worden. Enttäuscht machte ich mich auf den Heimweg.

Arbeitsstellen

Jemand gab mir den Rat, es mit einem anderen Kleidungsstil zu versuchen, denn mit dem, was ich trage, würde ich aussehen, wie wenn ich gerade aus einem Kloster geflohen wäre. Ich setzte den Vorschlag sofort um! Ich hoffte, mit den neuen Kleidern mehr Glück zu haben bei der Stellensuche. Aber als ich bei einem Friedhof an zwei jungen Menschen vorbeiging, hörte ich, wie sie zueinander sagten, ich würde aussehen wie eine wandelnde Leiche. Mein neues Outfit war also auch nicht überwältigend. Wie auch immer, ich erhielt noch am gleichen Tag eine Anstellung als Hilfskraft in einer privaten Primarschule. Interessanterweise nahmen sie mich, obwohl ich einige der Anforderungen nicht erfüllte. Sie suchten jemanden mit guten Englischkenntnissen, ich konnte aber überhaupt kein Englisch. Aber ich wurde sehr freundlich aufgenommen in der Schule, erhielt einen anständigen Lohn, Mahlzeiten inbegriffen. Die Schulleiterin organisierte mir sogar eine Schlafgelegenheit. Nun, die Arbeit gefiel mir, aber mit dem moralischen Niveau konnte ich mich nicht abfinden. Dazu kam, dass die Schulleiterin Spiritistin war. Nach dem, was ich mit meinem Vater erlebt hatte, wollte ich mit dieser Irrlehre nichts zu tun haben.

An meinem nächsten freien Tag wartete ich an einer Bushaltestelle, als eine Frau auf mich zukam. Ob ich jemanden wüsste, der gerne als Gouvernante im Haus ihrer Nichte arbeiten würde. „Tut mir leid“, sagte ich, „ich kenne niemanden, der Ihnen helfen könnte.“ Darauf schaute sie mich geradewegs an und fragte: „Könnten nicht Sie wenigstens für zwei Wochen aushelfen? Schauen Sie, meine Nichte ist am Umziehen, sie hat 5 Kinder und schafft es wirklich nicht mehr alleine.“ Ich ging auf die Bitte ein und machte mich auf den Weg, um mit meiner neuen Arbeitgeberin zu reden.

Falls jemand den Wunsch hatte, wirklich nützlich zu sein, dann war er hier am richtigen Ort. Eines der Kinder dieser Familie war gerade während der Ferien bei seinen Grosseltern in Itajubá vom Pferd gestürzt und gestorben. Der geplante Umzug wurde deshalb verschoben. Die Eltern reisten sofort nach Itajubá und überliessen das Haus und die übrigen Kinder ganz

meiner Obhut. Als sie zurückkehrten, wagte ich nicht, sie im Stich zu lassen, also blieb ich noch einige Zeit bei ihnen in Rio.

Ich war gerade auf dem Weg zur Kirche, als eines Tages eine Bekannte aus der Pfarrei meiner Heimatstadt Petrópolis vor mir stand. Sie kritisierte mich stark und sagte, es sei sehr dumm von mir gewesen, meine Gelübde zu brechen und die Stadt zu verlassen ohne es jemandem zu sagen. Ich entgegnete, dass ich nichts Dummes getan hätte, sondern gegangen sei, weil ich es für nötig hielt. Sie notierte meine Adresse und ein paar Tage später stand ein Priester vor der Türe. Er brachte eine Botschaft der Versöhnung. Ich solle ins Kloster zurückkehren, man würde mich dort mit offenen Armen aufnehmen. Ich erklärte dem Priester, dass ich die Familie in ihrer aktuellen Not nicht im Stich lassen könne; ich würde aber wieder ins Kloster gehen, sobald es möglich sei, denn ich wisse, dass ich einen grossen Fehler gemacht hätte. Doch Gott hatte etwas anderes mit mir vor.

Wenige Tage später kam eine evangelische Frau vorbei und brachte mir ein Geschenk: eine Bibel. Vorsichtig nahm ich sie in die Hand. Ich wusste genau, dass es sich um jenes Buch handelte, welches die Priester auf die schwarze Liste gesetzt hatten. Ich nahm die Bibel in mein Zimmer, aber dann brachte ich es eine ganze Woche lang nicht über mich, sie auch nur zu berühren. Ja, ich bat Gott sogar um Vergebung, dass ich diese Bibel angenommen hatte. Am Ende dieser Woche stand die Frau wieder da und fragte, ob ich schon mit Lesen begonnen hätte. Ich flehte sie an, die Bibel zurück zu nehmen. Ich sei römisch-katholisch, es sei mir wirklich nicht möglich diese Bibel zu behalten. Aber trotz diesen klaren Worten meinerseits lud sie mich zu einem Gottesdienst ihrer Kirche ein. „Okay, aber nur, wenn Sie mich abholen und anschliessend wieder zurück begleiten“, sagte ich in der Hoffnung, sie damit abzuschrecken. Aber ich täuschte mich. Als der vereinbarte Sonntag kam, kam auch sie. Mir fiel auf, dass alle mitsangen und dass die ganze Atmosphäre so ganz anders war, als ich es gewohnt war. Am Schluss der Predigt lud der Pastor dazu ein sich zu bekehren. Wer nicht an Jesus Christus glaube, werde in die Hölle kommen. Ich belächelte die Worte des Pastors und dachte: „Nie würde ich eine solche Einladung akzeptieren. Dieser Mann hat nicht verstanden, dass ich Mitglied der römisch-katholischen Kirche bin und meinen Glauben nie verlassen, geschweige denn eine andere Religion annehmen würde.“ (Diesen Eifer für die katholische Religion hatte ich von meiner Mutter). Die Frau hielt ihr Versprechen und begleitete mich nach Hause. Sie wollte unbedingt, dass ich wieder einmal in ihre Kirche komme, aber ich machte ihr klar, dass ich kein Interesse hatte. Ich sei römisch-katholisch und würde mich nie zu einer anderen Religion bekehren lassen.

Ein junger Bücherverkäufer begann in unserer Strasse die Häuser abzuklopfen. Ich wurde eine seiner regelmässigen Kundinnen. Eines Tages hatte er nur katholische Bibeln dabei. So kaufte ich meine erste katholische Bibel. Meine Absicht war, sie gründlich zu lesen um fähig zu werden, die Protestanten, die die ganze Welt verseuchten, zu bekämpfen.

Sobald ich meine tägliche Pflicht erledigt hatte, begann ich an jenem Abend meine frisch gekaufte katholische Bibel zu lesen. Langsam wurde es dunkel, aber ich las immer noch. Ich kam mir vor wie jemand, der am Verhungern war und nun ein appetitanregendes Bankett vor sich hatte. Zum ersten Mal erlebte ich wahre Freude! Als nach einigen Tagen der Priester mir wieder einen Besuch abstattete, fand er, mein Aussehen habe sich zum Besseren verändert. Ich konnte dem nur zustimmen und erzählte ihm ganz begeistert, dass meine Freude von der Heiligen Schrift komme, die ich lese. Sofort änderte sich seine Tonlage und er warnte mich, wie schwierig es sei, die Bibel ohne Hilfe eines Priesters zu lesen, der die Bedeutung erkläre. „Es besteht die Gefahr, dass man seelisch durcheinander gerät, wenn man die Bibel ganz für sich alleine liest“, fügte er trocken hinzu. Ich argumentierte, dass ich

nichts gefunden hätte, was schwierig zu verstehen war, aber er war sicher, dass ich Interpretationsprobleme bekommen würde und riet mir, die Lektüre abubrechen. Ich hatte ihm erzählt, dass ich mit der Familie, bei der ich angestellt war, nach Itajubá reisen werde. Auch das fand er nicht gut, aber weil ich zwei Monate später nach Petrópolis zu kommen plante, war er zuversichtlich, dass sich alles zum Guten wenden würde. Wenn er gewusst hätte! Gott wachte über jedem meiner Schritte und führte mich sanft zu dem Punkt, an dem ich dem Herrn Jesus Christus persönlich begegnete.

Die Frage, ob ich die Bibel nun lesen sollte oder nicht, machte mich ratlos. An einem bestimmten Abend wurde ich von einer Welle der Depression erfasst. Ich verliess das Haus, besuchte verschiedene Kirchen und sprach mit einigen meiner Freunde. Als ich zurückkam, fühlte ich einmal mehr diesen gleichen, starken Drang, in dem verbotenen Buch zu lesen. Es lag schon seit einiger Zeit auf dem Gestell und sammelte Staub. „Was tut's, wenn ich in dieser Bibel lese?“, dachte ich. „Es ist ja eine katholische Bibel, eine Bibel von meiner Religion, und wenn ich wissen will, was darin steht, muss ich darin lesen.“ Die Uhr zeigte 3 Uhr morgens an, als ich die Buchdeckel zuklappte. Auch dieses Mal erfüllte mich eine überwältigende Zufriedenheit. Von da an liess ich das Lesen in der Bibel keinen Tag mehr aus. Nach einiger Zeit erreichte ich die Stelle im 2. Buch Mose, wo es um die Bilderstatuen geht. Welche Überraschung. Ich hatte mich immer über die Protestanten geärgert, wenn sie etwas gegen die Bilder sagten, und nun standen die folgenden Worte in meiner eigenen, katholischen Bibel: *„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was in den Wassern, unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“* (2.Mose 20,4-5a). Als ich das nächste Mal zur Messe ging, zeigte ich dem Priester diesen Abschnitt, doch er behauptete, die Bibel, die ich in der Hand halte, sei nicht die wahre Bibel. Ich zeigte ihm die Seite mit der Druckerlaubnis der katholischen Kirche. Sein nächstes Argument war, dass dieses Verbot im Alten Testament stehe, das Neue Testament erlaube die Verehrung von Bildern. Der Priester liess mich mit einigen Zweifeln zurück. Ich hatte ja keinerlei Kenntnisse in dieser Sache; wollte ich mehr wissen, musste ich sie mir aneignen.

Entdeckungen in Itajubá

Sobald ich in Itajubá war, suchte ich Kontakt mit Menschen, die zur römisch-katholischen Kirche gehörten. Ich musste mich betätigen, ich konnte nicht einfach untätig herumsitzen. Ich fand die „Töchter Marias“, eine Frauengebetsgruppe und die Mädchenabteilung des katholischen Arbeiterhilfswerks. Ich gab wieder Katechismuslektionen für Kinder. „Gibt es viele Protestanten in Itajubá?“, fragte ich einmal bei den „Töchtern Marias“. Sie nickten. „In meiner Heimatstadt Petrópolis hatten wir sehr viele davon, aber innerhalb von zwei Monaten gründeten wir 42 Katechismus-Stützpunkte und wurden ein paar ihrer Gottesdienststandorte los.“ Ich fügte hinzu, dass wir auch ihre Besuche im Gefängnis stoppten, indem wir den Gefangenen kleine Heiligenbilder und Esswaren verteilten.

Wir organisierten einen Theater- und Spielabend für die Jugend. Eine streng katholische Schneiderin half uns mit den Kostümen. Eines Tages stand ich in ihrem Atelier um zu prüfen, wie sie vorwärts kam. Ich erzählte ihr, dass ich noch diesen Monat eine Party veranstalten müsse und so viel anderes zu tun habe, dass ich gar nicht wisse, wie ich das alles hinkriegen könne. Im Atelier befanden sich noch zwei Mädchen, die mir nun spontan ihre Hilfe anboten. Als sie weg waren, fragte ich die Schneiderin, wer das gewesen sei. Sie antwortete: „Nun, es sind zwei evangelische Gläubige“. Zuerst war ich wie versteinert. Man stelle sich vor: Zwei Evangelikale wollten mir helfen. Aber dann kam ich zur Überzeugung, dass es einfach sein

werde, die beiden zum Katholizismus zu bekehren. Die Mädchen hiessen Marcia und Daya und gehörten der Presbyterianischen Kirche von Itajubá an. Und wie fleissig sie anpackten! Sie fertigten die Werbeplakate an und sorgten überall für Ordnung. Aber die grösste Überraschung hatte ich, als sie mir anboten, auch an der Party selbst hinter den Kulissen zu helfen, wo auch immer es nötig sei. Am Schluss des Abends, als sie sich verabschiedeten, dankte ich ihnen und sagte, wie beeindruckt ich von ihrem Einsatz und ihrer Arbeitseinstellung sei. „Wann immer ihr etwas braucht, kommt auf mich zu“, ermutigte ich sie.

Zwei Monate später begegneten wir uns zufällig auf dem Markt. „Oh, Miss Carmen, genau Sie wollten wir sehen!“, rief Daya. „Wir werden in unserer Kirche ein Fest für die jungen Leute haben.“ Während sie sprach, suchte sie in meinem Gesicht nach einem Anzeichen von Ablehnung. „Marcia und ich möchten unbedingt, dass Sie auch kommen. Bitte sagen Sie zu!“ Auf meine Frage, ob das Fest innerhalb des Kirchengebäudes stattfindet, beruhigte mich Daya, dass sie für solche Gelegenheiten jeweils einen grossen öffentlichen Raum brauchen könnten. Nach dieser Begegnung suchte ich schnurstracks den Priester der Pfarrei auf und fragte ihn, ob ich an jenem Fest teilnehmen dürfe. „Geht in Ordnung“, sagte er und fügte hinzu: „Seien Sie aber äusserst vorsichtig. Diese Protestanten sind wie ein undichtes Dach, es tropft und tropft und tropft, bis alles durchnässt ist. Bleiben Sie nicht länger als zehn oder fünfzehn Minuten, dann ist es Zeit zum Gehen.“

Für das Fest zog ich ein spezielles, knöchellanges Kleid an, wie es die Nonnen tragen, wenn sie sich ausserhalb des Klosters aufhalten. Dazu bedeckte ich mein Haar mit einem Tuch, trug lange dicke Strümpfe und hingte ein grosses Kruzifix um meinen Hals. So betrat ich den Saal. Einen Moment lang drehten sich alle nach mir um und beäugten mich neugierig, aber ebenso schnell schauten sie wieder weg, als wollten sie mich nicht in Verlegenheit bringen. Ein junger Mann kam auf mich zu und fragte: „Gehören Sie zu jener Kirche, die einen Papst hat?“ Ich antwortete: „Ich bin römisch-katholisch, warum fragen Sie?“ Doch noch bevor wir ins Gespräch kamen, wurde er weggeholt. „Wäre ich doch nur nie gekommen“, dachte ich, „und wäre doch der junge Mann mit seiner Frage nach der Kirche mit dem Papst nicht aufgetaucht.“ Noch während ich überlegte, ob er mich wohl absichtlich beleidigen wollte, betrat eine weisshaarige Dame durch eine Tür auf der gegenüberliegenden Seite den Raum. Sie kam direkt auf mich zu: „Herzlich willkommen zu unserem Beisammensein. Wir hoffen, dass es nicht Ihr letzter Besuch sein wird, sondern dass Sie wieder kommen und noch oft mit uns zusammen sein werden.“ Die Freude in ihrem Gesicht hinterliess einen tiefen Eindruck bei mir. Die Frau war mir vom ersten Moment an sympathisch. Doch dann erinnerte ich mich daran, dass ich diese Protestanten nicht allzu sehr lieben sollte. Es sei unpassend, den evangelischen Gläubigen allzu nahe zu kommen.

Sobald sie gegangen war, fragte ich die Mädchen, die mich eingeladen hatten, wer diese Frau gewesen sei. „Ah, sie ist die Frau unseres Pastors.“ Natürlich sagte ich nicht laut, was ich dachte: „Armes Ding. Sie ist die grösste Sünderin von allen Anwesenden.“ Nach ein paar Minuten kam sie mit einer Einladung zurück. „Miss Carmen, besuchen Sie mich doch nächsten Mittwoch bei mir zuhause, wenn es Ihnen geht. Wir können uns bei Kuchen und Kaffee unterhalten. Ich habe gerade ein neues Rezept für Muffins erhalten und ausprobiert, ich würde mich freuen, wenn Sie auch davon kosten.“ Was sollte ich sagen? Ich murmelte etwas von sehr viel Arbeit, die auf mich warte, aber sie gab nicht nach: „Man muss doch ab und zu die Arbeit liegen lassen und Freunde besuchen. Bitte kommen Sie doch.“ Ich fühlte mich zu dieser Frau hingezogen. Irgendwie hatte sie meinen Widerstand gebrochen und mich mit ihrer Freundlichkeit besiegt. Den Einfluss ihrer Worte konnte ich nicht erklären, nie zuvor hatte ich etwas Ähnliches erlebt. Gleichzeitig dachte ich: „Wer weiss, wenn ich mich

mit der Frau des Pastors anfreunde, wird sie eines Tages römisch-katholisch und ein Teil der Gemeinde mit ihr.“

Am Mittwoch war ich auf dem Weg zu Blanche Lício und überlegte, was ich sagen sollte und was besser nicht. Wenn man die Schrift nicht kennt, ist es schwierig, sich in Glaubensfragen sicher auszudrücken.

Begegnungen im Haus des Pastors

Der Pastor wohnte gleich neben der Kirche. Als ich dort ankam, durchzuckte mich der Gedanke, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben das Haus einer evangelikalen Pastors betrat. Kuchen und Kaffee schmeckten herrlich, aber das Thema Religion kam gar nicht zur Sprache. Wir redeten über vieles. Sie erzählte mir von ihren Töchtern und deren Schularbeiten, wir sprachen über ihre Arbeit in der Kirche und über das Wetter, kurz: über alles ausser über den Glauben. Von da an ging ich öfters zum Haus des Pastors für Kaffee und Kuchen. Manchmal unterhielten wir uns auch ohne Kaffee. Wir sprachen über verschiedenes, aber sie vermied jede Andeutung auf die Religion. Es mag überraschen, aber schliesslich war ich es, die das Thema ansprach, und zwar mit der Aussage, dass ich gerne die Bibel lese und die verschiedenen Bibellesungen immer schätzte. Blanche reagierte: „Oh, dann lass uns zusammen in der Bibel lesen.“ Eilig erklärte ich, dass ich meine Bibel nicht mitgenommen hätte und dass ich nur aus meiner eigenen Bibel lesen würde. „Aber“, schlug ich vor, „nächste Woche werde ich sie mitnehmen. Dann können wir die Übersetzungen vergleichen und zusammen lesen.“ „Das klingt gut! Nächste Woche können wir anfangen, gemeinsam die Bibel zu lesen.“ So verblieben wir, Blanche und ich.

Als ich in der folgenden Woche zum Haus des Pastors kam, hatte ich meine Bibel bei mir. Raten Sie, wo wir die Lektüre begannen! Es war im Evangelium von Lukas. Welch ein Genuss, diese Kapitel mit Blanche zu lesen. Sie hatte so viel Geduld, nie äusserte sie Kritik, nie beleidigte sie mich, immer behandelte sie mich mit Respekt. Weil sie nie über Fragen der Religion diskutierte, überlegte ich mir: „Warum ist sie so schweigsam zu diesem Thema? Bestimmt ist es, weil die Protestanten wissen, wie gut ich mich in meiner Religion auskenne und dass ich auf alles antworten kann. Bestimmt haben sie Angst vor mir! Nun werde ich ihnen Fragen stellen. Die Frau dieses Pastors wird schliesslich mit dem Rücken zur Wand stehen.“

Der örtliche Priester erfuhr, dass ich regelmässig im Haus des Pastors verweilte. Ich erzählte ihm selber, dass wir über die Bibel sprachen. Ich sagte ihm auch, dass ich versuche, die Frau des Pastors für unsere Kirche zu gewinnen. Doch er machte sich grosse Sorgen und bot von da an jeden Dienstagabend in unserer eigenen Kirche Bibelunterricht an. Von den Laienbrüdern der Marianisten und den „Töchter Marias“ kamen eine ganze Anzahl. Wir stellten dem Priester einige besonders schwierige Fragen über 2. Mose 20 und Johannes 14 Vers 4. Ich fragte ihn zum Beispiel: „Padre, in der Bibel steht: *Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater als nur durch mich!* Warum gehen wir denn über die Heiligen zum Vater? Warum nicht durch Jesus?“ Oft dauerten unsere abendlichen Debatten mit dem Priester bis nach Mitternacht. Im Gegensatz zu ihm konnte Blanche solche Fragen beantworten. Sie war die Frau von Mario Lício, dem Prediger der ersten presbyterianischen Kirche von Itajubá, und sie wusste, was sie sagte, weil sie ihre Bibel kannte. Sie vermittelte nicht ihre eigenen Ideen, sondern bezog ihre Antworten aus Gottes eigenem Wort.

Zu Beginn unseres nächsten Treffens sagte ich mit Nachdruck: „Blanche, heute bin ich nicht nur für Kaffee und Kuchen gekommen. Heute will ich dir ein paar Fragen stellen.“ „Einverstanden. Lass los. Und wenn ich die Antwort nicht weiss, suche ich sie in der Bibel. Oder frage meinen Mann. Er ist in der Nähe und kann helfen.“ „Du musst dir keine Sorgen machen, es sind wirklich einfache Fragen“, sagte ich und dachte gleichzeitig: „Dieses Mal wird sie Mühe haben mir zu antworten.“ Meine erste Frage hatte ich lange zum voraus gut durchdacht: „Was ist der Unterschied zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Protestanten?“ Sie antwortete: „Eigentlich gibt es nur einen sehr kleinen Unterschied.“ „Nur ein kleiner Unterschied?“ dachte ich für mich. „Ihr habt ja nicht einmal ein Oberhaupt.“ Hörbar holte ich aus: „Oh doch, wir haben einen wunderbaren Führer. Unser Oberhaupt ist der Papst. Er lebt im prunkhaftesten Palast, den die Welt bieten kann; er trägt eine Krone aus Gold auf dem Haupt, und er ist das Haupt der katholischen Kirche. Ich bin bereit für ihn zu kämpfen und wenn es sein soll auch zu sterben, wenn nur seine Bekanntheit und Macht in der Welt zunimmt.“ Blanche hörte mir zu und meinte dann: „Wie ich sagte, ist der Unterschied nur klein.“ In ihren Augen entdeckte ich Tränen. „Wir, die an den Herrn Jesus Christus glauben, haben auch einen Führer. Die Krone, die er trägt, ist aber nicht aus Gold; die Menschen hatten ihm eine Dornenkrone aufgesetzt.“ Schweigen erfüllte den Raum. Ich konnte nichts dazu sagen, aber von diesem Moment an beneidete ich die Gläubigen. In meinem Herzen dachte ich: „So ist also Jesus Christus das Oberhaupt der Christen, Er, der am Kreuz für uns gestorben ist.“ Und gerade Ihm hatte ich doch immer dienen wollen. Ich konnte Blanche nicht böse sein, denn ich, Carmen da Mota war es ja gewesen, die betont hatte, dass der Papst mein Führer sei. An diesem Tag wollte ich nicht mehr weiter sprechen. Ich hatte eine Niederlage eingefahren! Auf dem Weg nach Hause hallten diese Worte in meinen Ohren nach: „Mein Führer ist Jesus Christus; mein Oberhaupt trägt keine Krone aus Gold, sondern aus Dornen.“ Wo immer ich hinging, brannten diese Worte in meinem Herzen. Ich konnte den Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Führer klar erkennen. Es war kein kleiner Unterschied.

An einem anderen Mittwoch kehrte ich mit weiteren Fragen zurück. „Blanche, warum mögen die Protestanten die Selige Jungfrau Maria nicht? Sie sagen, sie sei keine Jungfrau und habe noch weitere Kinder gehabt.“ Zuerst stellte Blanche eine Gegenfrage: „Verliert eine verheiratete Frau an Ehrbarkeit, wenn sie viele Kinder hat? Antworte bitte mit Ja oder Nein.“ Ich begann zu überlegen. Ursprünglich hatte ich gemeint, ich hätte locker zu jeder Frage, die die Gläubigen mir stellen könnten, eine Erklärung, aber nun sah es viel schwieriger aus. Wenn ich sagte, dass eine Frau weniger ehrbar sei, wenn sie viele Kinder hat, wäre das falsch. Wenn ich sagte, dass sie nichts an Ehre einbüsst, war ich gleicher Meinung wie die Gläubigen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Frage zu verneinen. Da fuhr Blanche fort: „Schau, du hast eine Bibel in der Hand, kennst sie aber noch nicht sehr gut. Schlag doch im Markusevangelium Kapitel 6 Vers 3 auf, dort finden wir die Antwort auf deine Frage. *„Ist dieser nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria, der Bruder von Jakobus und Joses und Judas und Simon?“* Ganz erstaunt las ich Name um Name und am Ende hiess es *„Und sind nicht seine Schwestern hier bei uns?“* Diese Auflistung hat mich unglaublich beeindruckt. Um eine totale Niederlage zu vermeiden, riskierte ich eine letzte Frage: „Sag mir, kann ein aufrichtiger Katholik gerettet werden? Ich rede von einem Katholiken, der die Messe besucht, allen Regeln der Kirche Gehorsam leistet und viele Busswerke tut. Wenn solch ein Mensch stirbt, kommt er direkt in den Himmel?“ Blanche schloss für einen kurzen Moment die Augen, schaute dann in meine Augen und sagte: „Pass gut auf, Carmen, Religiosität rettet niemanden. Christus ist der Einzige, der rettet!“ Wieder einmal fand ich keine Antwort. Ich hatte erwartet, dass sie sagen würde, dass nur ihre Kirche retten kann, aber sie wies mich

auf Christus hin. Er allein könne das Problem meiner Sünden lösen. Ich konnte dem nicht widersprechen. Allerdings wollte ich ihr nicht den Endsieg überlassen, und so erklärte ich beim Abschied fest und feierlich: „Und ich bleibe römisch-katholisch.“ Mit diesen Worten verliess ich ihr Haus. Niemand ausser mir selber konnte wissen, wie es mir dabei innerlich ging. Auf dem Heimweg wiederkäute ich: „Religion rettet niemanden, Christus ist der Retter.“ Immer wieder hallten diese Worte in mir nach, ich konnte hingehen, wohin ich wollte. Ich befand mich in einem aktiven Kampf mit Gott!

In der katholischen Stadt Aparecida, einer Art Mekka von Brasilien, sollte eine Theateraufführung mit etwa 25 Jugendlichen und Kindern [von Itajubá] stattfinden. Sie wollten damit Geld für die Armen sammeln. Mir schien diese Aktion genau das Richtige für mich: Meine Nerven brauchten einen Ausgleich und ich wollte nicht ständig um meine Probleme kreisen. Wir mieteten einen grossen Bus, aber sogar dort hielt ich meine Bibel offen und las jede freie Minute darin. Ein höflicher junger Mann aus unserer Gruppe fand dies aussergewöhnlich. Wir tauschten uns eine Weile über die Bibel aus, worauf er sagte, dass mein Bibellesen eine gute Sache sei: „Eigentlich sollte ich dieses Buch auch lesen.“ Nachdem wir das Reiseziel erreicht hatten, war der junge Mann wie verschwunden. Einige Wochen später erfuhr ich, dass er zum evangelischen Glauben gefunden habe. Ohne es selber zu merken, war auch ich sehr nahe dabei, mein Vertrauen nur noch auf Christus zu setzen. Gott war daran, alles für dieses Ziel vorzubereiten. *„Denn Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als auch das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen“* (Brief an die Philipper 2,13).

Der nächste Schritt in diese Richtung fand statt, als ich wieder einmal Blanche Lício besuchte. Ich erzählte ihr, dass ich in eine andere Stadt ziehen wolle: „Hier in Itajubá kann ich nicht bleiben, ich finde hier keinen Frieden.“ Blanche schaute mich an und in ihren Augen glänzten Tränen. „Carmen, pass gut auf! Gott kann denen, die sein Wort studieren und ihm gehorchen, grossen Segen geben; mit denen, die ihn ablehnen, kann er aber auch sehr streng umgehen.“ Das war der Moment, wo ich sie um eine Erklärung zum folgenden Bibelvers bat: *„Und jedem, der ein Wort reden wird gegen den Sohn des Menschen, dem wird vergeben werden; wer aber gegen den Heiligen Geist lästert, dem wird nicht vergeben werden.“* (Lukasevangelium 12,10 und Matthäusevangelium 12,31f). Sie sagte: „Dieser Vers ist an diejenigen Menschen gerichtet, die die Wahrheit kennen und sie verwerfen. Sie widerstehen damit dem Heiligen Geist. Für Menschen, die so handeln, kann es keine Errettung geben.“ Einmal mehr hatte sie damit mein Herz erreicht.

Das Feuer und der ausschlaggebende Moment

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, hatte Zilah, bei der ich als Gouvernante angestellt war, eine Bitte. Ihr Mann war auf Reisen, sie stand kurz vor einer weiteren Geburt, und so bat sie mich, in dieser Nacht in ihrem Haus zu schlafen. So wäre ich in ihrer Nähe und könnte wenn nötig Hilfe leisten. Aber zuerst ging ich noch in meine kleine Appartementwohnung ausserhalb des Hauses. Alles, was mir auf Erden lieb und wert war, hatte ich dort ausgestellt. Die bunten Kostüme, die wir für die Theaterstücke der Kinder und Jugendlichen brauchten, waren ordentlich aufgehängt. Auf einem grossen Büchergestell standen all die Biographien der verschiedenen Heiligen, die mir so wichtig waren, dazu die Bilder der Heiligen der Katholischen Kirche. Plötzlich durchschoss mich ein Gedanke: „Wenn ich eines Tages gläubig würde, müsste ich all diese Dinge aufgeben.“ Ich schloss die Wohnung zu und ging zu Zilah hinüber, um die Nacht dort zu verbringen.

Es war etwa 1 Uhr morgens, als ich jäh erwachte. Zilah rief laut meinen Namen. „Komm schnell! Schau!“ Ich rannte zum Fenster. Flammen schossen in den schwarzen Himmel und von dem, was gestern noch meine winzige Wohnung gewesen war, standen in kurzer Zeit nur noch ein paar Mauerreste aus geschwärzten Ziegelsteinen, die sich gegen die rote Glut abhoben. Das Feuer verzehrte all meine Bücher, Rosenkränze, Kleider und die Bilder meiner geliebten Heiligen. Nur etwas verbrannte nicht – meine Bibel. Ich hatte sie mitgenommen, um darin zu lesen. Nichts war verschont geblieben ausser der Bibel und meinem Leben. Dieses hatte Gott gerettet, denn er hatte einen Plan, auch wenn ich bis dahin nichts davon geahnt hatte. Doch in diesem Moment begriff ich, dass der Herr Jesus Christus mich in seiner grossen Liebe die ganzen Jahre hindurch gerufen hatte. Endlich gingen meine Augen auf und sahen das Licht – Sein Licht! Jetzt konnte ich es verstehen: Christus war am Kreuz für meine Sünden gestorben; niemand anderes verdiente mein Vertrauen, nur Er konnte mir vergeben. *„Er hat unsere Sünden selbst an seinem Leib getragen auf dem Holz, damit wir, den Sünden gestorben, der Gerechtigkeit leben mögen“* (2.Petrusbrief 2,24). Ich sah die Gegenstände, die mich so sehr an die Vergangenheit banden, vom Feuer zerstört und erinnerte mich plötzlich an die Einladung, die ich schon vor Jahren vernommen hatte: *„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch erquicken!“* WÄHREND DAS FEUER LODERTE, STELLTE ICH MEIN HERZ UNTER DIE HERRSCHAFT VON JESUS CHRISTUS UND ER SCHENKTE MIR SEIN NEUES LEBEN. *„Denn aus Gnade seid ihr errettet durch den Glauben, und das nicht aus euch – Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme“* (Epheserbrief 2,8-9). Meinem sehnlichen Wunsch, ihm ungeteilt zu dienen, bis er mich heim ruft, stand nichts mehr im Weg, weil ich nur noch auf seine Gnade vertraute.

Ich hatte alles um mich herum vergessen, denn meine Begegnung mit Gott war so tief und wirklich. Ich hatte sogar das Feuer vergessen! Ich durfte mit Gott reden! Ich konnte seine Gegenwart wahrnehmen! Doch da unterbrach Zilah meinen Glückstaumel – „Carmen, wir müssen das Feuer löschen!“ – „Oh Ja, das Feuer“. Nachdem alles unter Kontrolle war, legte ich mich nochmals hin, aber von Schlafen war keine Rede mehr. Mein Herz war so erfüllt von Liebe, Freude und Frieden. Ja, ich hatte den Frieden, den ich während Jahren vergeblich gesucht hatte. Jetzt war er da! *„Denn Er ist unser Friede“* (Epheserbrief 2,14).

Am nächsten Tag war ich bei Blanche. Allerdings war mein Stolz so gross, dass ich ihr zwar alles über das Feuer erzählte, aber nichts von meiner Errettung durch Jesus Christus. Es war mir so peinlich, heute zu bekennen, dass ich an Christus allein glaube, wenn ich eben noch beteuert hatte, dass ich meine katholische Religion nie aufgeben würde. Aber je länger wir beisammen waren, desto unmöglicher wurde es, die Wahrheit vor dieser lieben Pastorenfrau zu verstecken. So sagte ich: „Gestern Abend ist etwas Spezielles geschehen. Ich habe aufgehört, von der Kirche, Maria oder den Heiligen Errettung zu erhoffen und habe mein Vertrauen einzig und allein auf Christus gesetzt. Ich gehöre nun zu den Gläubigen und ich will mit euch für das Evangelium einstehen.“

Welch umwerfende Neuigkeit war dies für Blanche. Aber auf mich warteten noch viele Demütigungen. Ich bat Blanche, niemandem von meiner Umkehr zu erzählen, denn Verfolgung und Ärger würden noch früh genug einsetzen, wenn die Katholiken es selber herausfinden würden. So erteilte ich weiterhin Katechismusunterricht, ging zur Messe und arbeitete mit den „Töchtern Marias“. Meine Bibel begleitete mich jedoch überall hin.

Eines Tages fragte mich ein Bruder der Marianisten, warum ich mein Missale¹ nicht mehr zur Messe mitnehme, um den Ablauf mitzuverfolgen. An diesem Punkt wurde mir klar, dass ich nicht mehr auf dem Grenzzaun zwischen Jesus und der katholischen Kirche balancieren konnte. Ich wusste, was die Bibel lehrte! Also begann ich, die evangelischen Treffen im Haus des Pastors zu besuchen, allerdings setzte ich mich in einen Nebenraum, wo man mich nicht sehen konnte, aber von welchem aus ich immer noch den ganzen Gottesdienst hörte. Es war Menschenfurcht, die mich von den evangelischen Zusammenkünften abhielt. Wie viel unnötige Unruhe hätte es bei meinen Freunden und Bekannten ausgelöst, wenn jemand mich dort gesehen hätte! Ich spürte zwar, dass es richtig wäre, meinen neuen Glauben offen zu bezeugen, aber ich schaffte es einfach noch nicht. Wenn ich in der Stadt mit Freunden zusammentraf, lief das Gespräch unweigerlich auf den Glauben hinaus: „Carmen, du hast dich so verändert! Alle sagen, du seiest Christ geworden.“ Das raubte mir allen Mut und ich antwortete: „Nein, ich bin nicht evangelisch, ich bin römisch-katholisch!“ Nachher war ich noch trauriger. Warum hatte ich nicht den Mut, mich geradeaus zu Jesus Christus zu bekennen?

Dann kam der Tag, an dem zwei gläubige Freundinnen unterwegs zu einer Kinderstunde waren und ich sie begleitete. Kaum konnten die Kinder uns sehen, rannten sie los. Auch mich begrüßten sie mit herzlichen Umarmungen. Mir wurde klar, dass diese gleichen Kinder auch bei mir im Katechismusunterricht gewesen waren. Noch schlimmer war, dass eine der Mütter mich erkannte und ausrief: „Dann stimmt es also doch, was jeder in der Stadt behauptet! Du bist wirklich Protestantin geworden! Mit meinen eigenen Augen sehe ich dich zusammen mit diesen zwei evangelischen Frauen. Es muss also wahr sein, dass du dich zu den Gläubigen gewendet hast!“

Ich konnte kaum sprechen. Mein Herz verstopfte meinen Hals. Doch dann brachte ich leise heraus: „Absolut nicht! Ich bin mit diesen Frauen befreundet, weil ich gemerkt habe, dass sie gar nicht so schlecht sind, wie ich früher meinte. Aber keinesfalls bin ich eine Gläubige.“ Kaum waren diese Worte über meine Lippen gekommen, überfielen mich Gewissensbisse und furchtbare Ängste. Schon wieder hatte ich den Namen meines Herrn Jesus Christus verleugnet. Ich bat meine Kolleginnen, ohne mich weiterzugehen. „Ich muss zu der Frau zurückgehen, die soeben mit mir gesprochen hat.“ Sie stand noch vor dem Haus und ich ging schnell zu ihr. „Ich bin gekommen um Sie um Vergebung zu bitten. Was ich vorhin zu Ihnen sagte, war gelogen.“ Sie rang um Luft. „Du hast gelogen?“ „Ja“, gab ich zu, „die ganze Stadt spricht davon, dass ich gläubig geworden sei. Bis heute habe ich euch alle angelogen und gesagt, dass dies nicht stimme. Aber die Wahrheit ist die, dass mein Leben Jesus Christus gehört. Er hat mich errettet. Und es ist mein Wunsch, seinen Namen jedem Geschöpf auf Erden zu verkünden!“ Ich hätte niemand Besseren wählen können, um diese Neuigkeit zu verbreiten. Diese Frau war die Klatschtante der Stadt! Aber wie erleichtert war ich jetzt, nachdem ich dieses Bekenntnis ausgesprochen hatte. Meine Freude kannte keine Grenzen, denn ich hatte zum ersten Mal bezeugen können, dass ich an Jesus Christus glaubte.

Die Neuigkeit erfasste die Stadt wie ein Buschbrand. Meine Freundinnen von den „Töchtern Marias“ kamen zu Besuch. Viele umarmten mich weinend und versprachen, Gebete für mich zu sprechen, damit ich zur römisch-katholischen Kirche zurückkehren würde. Ich hatte nur eine Antwort: „*Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater als nur durch mich!*“ „Es ist doch klar“, fügte ich bei, „wenn Jesus

¹ Oder Messbuch. Es enthält die während der Messe verwendeten Texte und Gebete.

der Weg ist, zu wem sonst sollte ich gehen? Ich bin glücklich, dass ich bei Christus bin.“ Im Lauf des Abends wiederholte ich diesen Vers immer wieder und so konnte ich ihnen bezeugen, dass ich wirklich auf dem Weg mit Jesus Christus war.

Nun kamen aber auch die Schwierigkeiten, die ich vorausgesehen hatte. Gewisse Menschen misshandelten mich, wenn sie mir auf der Strasse begegneten. Die katholische Kirche berief auf 20 Uhr ein Treffen ein; der Grund dafür war ich. Es fiel mir nicht leicht, aber ich ging hin. Ich wollte früh dort sein und mich etwas abseits hinsetzen. Aber mein Plan ging nicht auf. So vieles kam an jenem Abend dazwischen und schliesslich erreichte ich den schon überfüllten Saal in der letzten Minute. In einer der vordersten Reihen war noch ein Platz frei. So musste ich an all diesen Menschen und ihren starrenden Blicken vorbei schreiten. Schliesslich rief man mich aufs Podium und stellte mir verschiedene Fragen. Ich antwortete auch hier mit den Worten Christi, wie sie Johannes in seinem Evangelium in Kapitel 14,6 niederschrieb: *„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater als nur durch mich!“* Es gab niemand anderen, dem ich folgen konnte als Christus allein! Es war eine grossartige Gelegenheit, meinen lieben Freunden, die ich nun zurücklassen musste, meinen Glauben zu erklären.

Es mag einfach klingen, alles aufzugeben um Christus nachzufolgen, aber aus menschlicher Perspektive ist es überhaupt nicht einfach. Die meisten meiner Freunde waren katholisch. Da waren all die jungen Menschen, die Mädchen bei den „Töchtern Marias“, darunter auch die Jugend der katholischen Arbeiterklasse, dann war da die Theatergruppe und diejenigen, die für die Requisiten und Kostüme zuständig waren; die Kinder aus meinen Katechismusklassen, die Frauengebetsgruppe und viele weitere Freundschaften innerhalb der Kirche. Ich war immer ein geselliger Mensch gewesen und hatte diese Leute ins Herz geschlossen. Aber nun musste ich sie verlassen, denn Christus hatte mich gerufen. Ihm zu folgen war mir das Wichtigste. Mein Leben gehörte von jetzt an Ihm, Er war nun mein Herr. *„Denn ihr wisst ja, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, losgekauft worden seid aus eurem nichtigen, von den Vätern überlieferten Wandel, sondern mit dem kostbaren Blut des Christus“* (1. Petr 1,18). Es war auch wichtig, dass ich Ihn ehrte, indem ich mich klar zu Ihm bekannte. Mitten in den Auseinandersetzungen, der Traurigkeit und der Verachtung, brauchte Gott sein Wort und berührte das Herz einiger Marianisten, die wie ich am Bibelstudium teilgenommen hatten. Auch sie erkannten, dass nur Christus sie retten konnte; sie glaubten von Herzen, dass Sein stellvertretendes Werk am Kreuz auch ihnen galt. Ich preise Gott für alles, was er zu seiner Ehre und Verherrlichung getan hat!

Etwas ganz Wunderbares bewirkte Gott an einer gelähmten Frau, die ich betreut hatte. Seit vielen Jahren hatte sie ihr Bett nicht mehr verlassen können. Ich war oft bei ihr, um ihr zu helfen und aufzupassen, dass niemand ihr das Wort Gottes bringen konnte. Aber nach meiner Bekehrung besuchte ich sie zusammen mit ein paar Gläubigen. Ich sagte ihnen: „Ich weiss nicht, wie man Gottes Wort erklärt, bitte sprecht ihr mit der Frau.“ Dann wandte ich mich an die Frau: „Ich habe Jesus Christus als meinen Retter angenommen und ich folge ihm von ganzem Herzen.“ Die gelähmte, bettlägerige Frau begann zu strahlen. Mit Freude nahm sie an, was meine Freunde ihr aus dem Wort Gottes erklärten und dann nahm sie Christus an. Bald darauf ging sie in die Ewigkeit. Wie dankte ich Gott, dass sie gerettet wurde, bevor sie diese Erde verliess!

Am folgenden Tag traf ich die Leiterin der „Töchter Marias“. Sie hatte dieses Amt schon jahrelang ausgeübt. Inzwischen hatte sie geheiratet und arbeitete im Spital „Santa Casa de Misericórdia“ in Itajubá. Eine treue Katholikin. Als ich über das Wort Gottes zu reden begann, zeigte sie Interesse. „Maria, leider habe ich jetzt gerade keine Zeit, aber komm doch

heute Abend um 20 Uhr zu uns nach Hause, dann kann die ganze Familie zuhören.“ (Sie hatte eine Tochter und zwei Söhne, und natürlich ihren Ehemann.) Dieser Termin war mir wichtig. Es war jedoch gar nicht einfach, mich an einen Zeitplan zu halten, denn wo immer ich hinging, hielten mich Leute auf der Strasse auf und wollten wissen, warum ich die katholische Kirche verlassen hatte und so viele Probleme verursachte. Aber Gott sei Dank kam ich rechtzeitig an. Die ganze Familie war um den Tisch versammelt und wartete auf mich. Schon bald war unser Gesprächsthema die Bibel. Es war herrlich. Wir unterhielten uns bis Mitternacht. Auf alles, was uns nicht klar gewesen war, hatte die Bibel uns eine Antwort gegeben. Bald besuchten sie die evangelischen Gottesdienste und wenige Monate darauf wurden sie getauft. Als Reaktion auf diese Dinge nahm der Widerstand zu. Ich wurde auf offener Strasse angerempelt. Aber auch da griff Gott zu meinen Gunsten ein.

Die Bibelschule der Evangelikalen

Ich suchte das Gespräch mit Pastor Mario, dem Ehemann von Blanche. „Pastor, Sie haben einmal gesagt, dass Sie bereit wären, eine Person von Ihrer Gemeinschaft zu unterstützen, damit sie an einer evangelikalen Bibelschule studieren könnte. Bedingung sei, dass diese Person ganz konsequent mit Jesus Christus lebe. Ich habe mich damals geärgert, denn ich war noch weit von einem Austritt aus der katholischen Kirche entfernt. Aber jetzt bin ich hier und möchte Sie fragen, ob Sie mich an diese Schule schicken würden.“

Und so kam es, dass Pastor Mario, Blanche und ich uns auf den Weg zur evangelikalen Bibelschule machten. Sie stellten mich dem Gründer und Vorsitzenden Paulo Guiley und seiner Frau Violeta vor. Sie versicherten mir, dass ich herzlich willkommen sei. „Hier solltest du nicht allzu viele Probleme haben. Und Gott wird dir beistehen. Auch wir sind bereit, dir in jeder Hinsicht zu helfen.“ Pastor Guiley brachte es fertig, dass sich alle meine Bedenken in Luft auflösten.

Ich muss zugeben, dass ich auch in der Bibelschule noch Kämpfe und Probleme hatte, war ich doch erst seit kurzem gläubig und hatte noch wenig Erfahrung im Glauben. Aber die Gläubigen meiner Gemeinde trugen mich im Gebet vor Gott und so konnte ich mit Christus überwinden und das Studium abschliessen. Gott brauchte Paulo und Violeta Guiley als einflussreiche Werkzeuge für mein geistliches Wachstum.

Im Juni 1962 brachen Paulo und Violeta zusammen mit einem anderen Ehepaar, Artêmio und Alexandrina für eine neue Aufgabe auf. Unter den 8 Studenten, die sie begleiteten, war auch ich. Mit dem Ziel, eine neue Bibelschule aufzubauen, zogen wir in den Bundesstaat Paraná. Ich kann nicht alles erzählen, aber wir mussten unseren eigenen Brunnen graben, Feuerholz sammeln, und aus Steinen einen Ofen bauen. Ein Jahr lang kochten wir so im Freien. Wir pflanzten unser Essen an, Reis, Bohnen, Maniok, Kartoffeln, Gemüse und so weiter. Vormittags hatten wir vier Stunden Bibelunterricht und wenn wir abends vom Feld zurückkamen, gab es noch Hausaufgaben zu lösen. Wir taten all dies mit Freude, denn Jesus sagt: „... *mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht*“ (Matthäus 11,30).

Diese Bibelschule steht immer noch an ihrem ursprünglichen Ort in Eldorado, Paraná. Sie trägt den Namen „Instituto Bíblico Maranatha“². Wir erhielten dort eine exzellente Ausbildung. Nebst dem biblischen Unterricht lernten wir vieles für das christliche Leben im Alltag. Es wurde auch sehr darauf geachtet, dass wir eine enge Gemeinschaft mit Gott

² <https://ibmaranata.com.br/>

aufbauten und dass jeder seine eigene Zeit mit Gott im Gebet verbrachte. Wir lernten auch alle, „aus Glauben zu leben“³.

Einmal mehr musste ich Menschen verlassen, mit denen ich gelitten und gearbeitet, studiert und gebetet hatte. Die ersten zwei Jahre Bibelschule hatte ich in Peniel verbracht, die letzten zwei in Paraná, wo ich das Abschlussdiplom erhielt. Die Freundschaften, die durch die harten Umstände gewachsen waren, prägten uns fürs Leben.

Doch nun war es an der Zeit, nach vorne zu schauen. Wir waren ausgebildet worden, um die Botschaft zu verbreiten, dass nur Jesus Christus retten kann. Ich reiste nach São Carlos, wo ich meinen Glauben bezeugte und in einem Sommerzeltlager half. Dort lernte ich Pastor John Stucky, seine Frau Bea und ihre beiden Töchter Janet und Judy kennen. Dieses Ehepaar lud mich ein, sechs Monate bei ihnen zu bleiben und die Gemeinde in ihrer Evangelisationsarbeit zu unterstützen.

Evangelisieren hatte ich schon immer geliebt. So nahm ich ihre Einladung an und zog in ihr Haus. Morgens stand ich immer früh auf, schulterte meine Tasche mit Bibeln und Traktaten und verteilte sie in der Stadt und ihrer Umgebung. Wenn jemand Interesse zeigte, erklärte ich ihnen, was es mit der Errettung durch Jesus Christus auf sich hat. Normalerweise kehrte ich erst gegen 8 Uhr morgens zurück. Eines Morgens, als ich gerade aus dem Haus gehen wollte, rief mich Pastor John in sein Büro und wollte wissen: „Carmen, nimmst du dir Zeit zum Bibellesen und Beten?“ Ich dachte einen Moment nach und antwortete dann wahrheitsgemäß: „Sehr wenig“. Darauf meinte er: „Es wäre besser, wenn du morgens zuhause bleibst, deine Bibel liest, betest, ausruhst und dann nachmittags evangelisieren gehst.“ Ich dachte über diesen Vorschlag nach, ging in mein Zimmer und las die Bibel bis zum Mittagessen.

Bis ich auf die Strasse gehen konnte, war es schon 14 Uhr geworden. „Der heutige Tag ist fast vorbei“, murrte ich. „In der kurzen verbleibenden Zeit kann ich nicht mehr viel tun!“ Mein Glaube an Gottes Führung war klein. Ich begann einige Traktate zu verteilen und ging dann auf einen Platz, wo ich noch nie gewesen war. Auch dort verteilte ich. An einem der Häuser klopfte ich an. Eine Frau öffnete, wies mich aber gleich ab: „Ich will nichts von dem hören, was du sagst. Ich bin römisch-katholisch.“ „Ich war auch römisch-katholisch, und ich habe eine katholische Bibel dabei. Möchten Sie einen Blick darauf werfen?“ Die Tür ging ganz auf und ich durfte eintreten. Ganze drei Stunden verbrachten wir im Gespräch über Gottes Wort. Es war herrlich. Sie versprach, noch am gleichen Abend samt ihrer Familie an der Zusammenkunft der Evangelischen Gemeinde teilzunehmen. Sie kamen wirklich und fehlten von da an nie mehr. Einige Monate später glaubten sie dem Wort Gottes, wurden errettet, liessen sich taufen und wurden zuverlässige Gemeindeglieder.

Es ist wunderbar, wie wir die Lektionen verstehen können, die Gott uns schickt. Der Tag, von dem ich meinte, er sei verschwendet und es bleibe keine Zeit mehr, um für den Herrn zu wirken, war schliesslich der Tag, an dem der Herr mich brauchte, um andere zu ihm zu führen. Ich bin Gott so dankbar, dass er diese Missionare in mein Leben gebracht hat. Weil sie mich ermutigten, konnte ich geistlich wachsen und für das Werk des Herrn brauchbarer werden.

Die sechs Monate in São Carlos waren verflogen. Es war Zeit weiterzuziehen. Vorher aber bat ich noch, durch Untertauchen getauft zu werden. Pastor John Stucky taufte mich und seine

³ D.h. den Lebensunterhalt allein von Gott zu erbitten.

Tochter Judy beim Campingplatz von São Carlos. Es war ein phantastischer Tag. Danach packte ich meine Taschen und machte mich auf eine Reise durch ganz Brasilien. Überall konnte ich mein Zeugnis und Gottes Wort weitergeben. Nach drei Jahren landete ich dort, wohin der Herr mich nach Seinem Willen geführt hatte: in der riesigen Metropole von São Paulo im Süden Brasiliens.

São Paulo und neue gläubige Freunde

Es gab zwei klare Gründe, wozu ich dort war. Zum einen wollte ich weiterhin evangelisieren; zum anderen musste ich auf meine Gesundheit achten. So traf ich Dr. Shedd und seine Familie. Sie empfahlen mir den christlichen Buchladen „O Leitor Cristão“ (der christliche Leser) im Stadtzentrum von São Paulo. Er wurde von Pastor Richard Denham geführt. Dieser Diener Gottes empfing mich, zeigte mir seine Arbeit und ermutigte mich sehr. Was mich an ihm unter anderem sehr beeindruckte, war seine Art zu evangelisieren. Er hatte immer ein Lächeln im Gesicht und er behandelte die Menschen mit Anteilnahme und Respekt.

1968 kam eine weitere Missionarsfamilie nach São Paulo: Earl Mets, seine Frau Jo Ann und ihre drei Kinder Diane, Susan und Steven. Zu dieser Zeit lebte ich mit einer Freundin zusammen in einer Mietwohnung. Aber diese Familie lud mich ein, zu ihnen zu ziehen und ihnen bei der Evangelisationsarbeit zu helfen. Ihr Ziel war, in ihrem Haus mit christlichen Zusammenkünften anzufangen. Ich wurde ein Teil dieser Familie; während vielen Jahren arbeiteten wir zusammen, evangelisierten und lehrten das Wort Gottes.

1971 reisten sie in die USA, um ihren Heimatgemeinden von der Arbeit in São Paulo zu berichten. Ich durfte sie begleiten und davon Zeugnis geben, wie Christus mich aus der „Religion“ heraus gerettet hatte. Mit Hilfe von Übersetzern durfte ich so Gottes Macht bezeugen. Wir verbrachten ein Jahr in den USA und reisten viel umher. Überall, wo wir auch sonst Gottes Wort verkündigten, in Kirchen und auf Freizeiten, gab ich mein Zeugnis. Ich hatte oft gehört, in den USA gebe es viel Rassismus. Unterdessen war ich schon zweimal dort und wurde immer freundlich behandelt. Überall wurde ich herzlich aufgenommen und geachtet. Ich danke Gott für alle Amerikaner, die mir ihr Haus und Herz öffneten, während ich Gottes Wort weitergab.

1972 kehrten wir nach Brasilien zurück, lehrten weiterhin das Wort Gottes und halfen den Gläubigen, sich für einen missionarischen Dienst vorzubereiten. 28 Jahre lang legte ich meine ganze Liebe in dieses Werk. Ab und zu reise ich und spreche in Gemeinden und Treffen. Aber die meiste Zeit verbringe ich hier in São Paulo.

Einige mögen sich fragen: „Und wie geht es deiner Familie?“ Ich danke Gott, dass es meinen Lieben gut geht. Als meine Verwandten herausfanden, dass ich mich bekehrt hatte, waren sie bestürzt und sehr traurig. Sie klagten mich an: „Du hast unsere Religion verlassen, hast unsere Liebe Frau von Fátima verraten. Wie konntest du das nur tun?“ Aber zusammen mit anderen betete ich für sie, dass Gott ihre Herzen berühre. Als erste kam dann meine älteste Schwester Maria zum Glauben, dann meine Nichte Vera Lúcia. Meine Schwester Sílvia war tief im Spiritismus verstrickt, aber eigentlich war sie auf der Suche nach etwas, was ihrem Herzen Frieden geben würde. Als sie Gottes Wort hörte, fand sie nach einigen Kämpfen und geistlichen Auseinandersetzungen zum Glauben an Jesus Christus, der sie errettete. Sílvia wurde getauft und diente dem Herrn noch viele Jahre, bevor sie an Krebs erkrankte und schliesslich zu ihrem Herrn und Retter heimgelufen wurde.

Ich bin sehr dankbar, dass mein Neffe und meine Nichte schon in jungen Jahren verstanden und glaubten, dass es nur einen Retter gibt: Jesus Christus. Später kam auch ihre Mutter

Aidê (meine Schwägerin) zum Glauben, sowie mein Bruder Sebastian. Meine ganze Familie steht nun gemeinsam unter dem Kreuz und dient Jesus Christus.

Ich weiss nicht, ob Ihnen in diesem kurzen Zeugnis aufgefallen ist, dass es in meinem Leben nie Gewissheit gab. Immer musste ich einen Priester fragen, ob ich dieses tun sollte oder jenes nicht tun durfte. Wenn man so lange im Kloster gelebt hat, ist das normal. Sinngemäss sagten die Oberen dort immer: „Ich bin die Einzige, die denken kann, nur ich entscheide, niemand sonst. Alle müssen schweigen, hier rede nur ich.“ Und tatsächlich hörten wir auf zu denken. Mit der Zeit waren unsere Gehirne gewaschen und wir hatten die Fähigkeit verloren eigene Entscheidungen zu treffen.

Aus dem Kloster in die Welt hinaus zu kommen, war nicht einfach, denn nun waren wir von Bosheit umgeben. Wir glaubten alles, was man uns erzählte und wurden übers Ohr gehauen. In uns war so viel Unsicherheit, es fiel uns enorm schwer, uns wieder in der Welt zu behaupten. Das ist der Grund, warum ich immer wieder überlegte, ins Kloster zurückzukehren. Ich wollte der Welt entfliehen. Das Kloster war zwar keine gute Sache, aber draussen in der Welt war ich ein Vogel mit gestutzten Flügeln. Allein konnte ich nicht fliegen. Unsicherheit ist das gemeinsame Merkmal aller, die ein Kloster verlassen.

Während meiner Zeit als Verkäuferin in der Buchhandlung „O Leitor Cristão“ kam eines Tages eine Nonne mit Namen Ruth in den Laden. Sie hatte ein Büchlein mit meiner Lebensgeschichte bekommen⁴ und war sehr berührt davon. Sie wollte nun auch aus dem Kloster austreten und bat mich um Hilfe. Ich besprach die Sache mit dem Missionar, Earl Mets. Er schuf in seinem Haus einen Platz, wo Ruth wohnen könnte, bis es eine andere Wohngelegenheit gäbe. Ich plante das genaue Vorgehen und ging zum Kloster, um sie abzuholen. Die Situation war ziemlich gefährlich, aber Gott sei Dank gelang es mir, sie zu Familie Mets zu bringen.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie unsicher Ruth war. Sie war mit 20 Jahren ins Kloster eingetreten und sie verliess es mit 57. Während den 37 Jahren in der Ordensgemeinschaft konnte sie sieben verschiedene Fächer unterrichten, aber ihre Nerven waren am Boden. Nur Gott konnte ihr helfen. Nach vielen Kämpfen nahm Ruth bei Jesus Christus als ihrem einzigen Retter Zuflucht, wofür wir Gott alle Ehre gaben. Zusammen sprachen wir in mehreren Gemeinden über den Herrn Jesus Christus. Anschliessend reisten wir beide unabhängig an verschiedene Orte. Ich bin voll Dank, dass der Herr eine weitere Seele von der Macht der Finsternis gerettet und zu seinem wunderbaren Licht gebracht hat.



Carmen im Jahr 2000

Nun hast du eine Zusammenfassung der wichtigsten Phasen meines Lebens gelesen und gesehen, was der Herr für mich getan hat. Beherzige und befolge, was Christus sagt: „*Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch erquicken!*“ (Matthäus 11,28). Der Herr selbst fordert dich auf, zu ihm zu kommen, ihm zu glauben und von niemand anderem Errettung zu erwarten als von ihm. Das ist der Weg, wie Gott alle deine Sünden völlig vergibt, dich von der Angst vor der ewigen Verdammnis befreit und dir ewiges Leben schenkt. Komm und wirf deine Last auf Ihn, das ist die frohe Botschaft, das Evangelium.

⁴ Die Buchhandlung „O Leitor Cristão“ hatte dieses unter dem Titel „Buscando“ (Auf der Suche) herausgegeben. Letzte Exemplare sind antiquarisch noch erhältlich. Der Inhalt entsprach weitgehend dem vorliegenden Text.